

34. Jhg. SEPTEMBER 2024 Nr. 9 (430)

# MASURISCHE STORCHENPOST



Der masurische Pilzreichtum und seine Verwertung S 27

Foto: <https://olsztyn.eska.pl/gdzie-na-grzyby-w-warminsko-mazurskim>



**Oben: Blick auf die aktuellen Arbeiten in Schloss Steinort mit Piotr Wagner  
Unten:Arbeitsgruppe der Fachschule für Bautechnik München,  
mittig in Tracht Matthias Balazs S.3 Foto: Uwe Hahnkamp**

## *Steinort/Sztynort: Von Schwierigkeiten und Hoffnung*

**„Dissonant heritage – Erbe mit Zukunft  
Vom deutschen Bundestag fließt eine weitere Geldsumme in  
die Instandsetzung von Schloss Steinort, zudem werden von  
polnischer Seite im Rahmen des „polski fad“ erstmalig umfang-  
reichere Mittel bereitgestellt. Der Ort und die Region standen  
hingegen bei der deutschpolnischen Konferenz „Steinort. dis-  
sonant heritage – Erbe mit Zukunft“ vom 12. bis 15. September  
im Speicher neben dem Schloss im Blickpunkt verschiedenster  
Aspekte, von der geostrategischen Lage bis zur Einbindung in  
die lokale Gesellschaft.**

Die Konferenz startete mit einem positiven Paukenschlag: erstmals war es der Polnisch-Deutschen Stiftung zum Schutz von Kulturdenkmälern als Eigentümerin von Schloss Steinort in diesem Jahr gelungen, staatliche polnische Gelder zu erhalten.

Die Führung der Stiftung mit dem deutschen Honorarkonsul in Alenstein/Olsztyn **Wojciech Wrzcionkowski** und seinem Stellvertreter **Dr. Aleksander Bauknecht** kann für die Renovierung der Fassade des Gebäudes 1,5 Millionen Zloty ausgeben. Die Arbeiten starteten dank bereits durchgeführter Ausschreibung noch im September, eine Woche nach der Konferenz.

### **Arbeiten am Bau - Kulturarbeit in der Peripherie**

Die zweite positive Nachricht zum Gebäude gab es von einer Gruppe junger Deutscher, die am Freitag, den 13., das Ende ihres zweiwöchigen Arbeitseinsatzes feierte. „Wir sind von der Fach-

schule für Bautechnik in München und haben im Rahmen eines Erasmus-Projekts an der Stabilisierung der Deckenbalken im Erdgeschoss des Mittelbaus gearbeitet“, fasste Matthias Balazs aus Schwalbenstein bei Füßen kurz für sich und seine Kollegen zusammen. Für beinahe alle war Steinort geografisches Neuland - und wird, wie sich abzeichnete, lohnendes Ziel für einen weiteren Aufenthalt sein.

Dass mit entsprechendem Einsatz von Arbeitskraft und finanziellen Mitteln schnell etwas auf die Beine gestellt werden kann, zeigt das Tagungszentrum im früheren Speicher neben dem Schloss, der noch vor eineinhalb Jahren als Skelett glänzte. *„Der Aufwand lässt sich selbstverständlich, auch denkmalpflegerisch, nicht mit dem Schloss vergleichen, beweist aber, dass es möglich ist, dass wir die erste Konferenz im Schloss noch erleben können“*, meint **Christian Pletzing**. Er leitet die Erwachsenenbildungsstätte Akademia Baltica in Sankelmark, kurz vor der deutschdänischen Grenze, die die Konferenz in Steinort mitorganisiert hat. Neben seinem Interesse an Ostpreußen und Steinort hat ihn die Problematik der Kulturarbeit in der Peripherie dazu bewogen.

Zu den Chancen und Schwierigkeiten dieser Tätigkeit berichteten zwei weitere Einrichtungen in Külz/Kulice bei Stettin und in Sejny im Dreiländereck Polen-Litauen-Weißrussland. Große Brötchen mit potenten Mäzenen lassen sich dort nicht backen, aber mit einer starken lokalen Einbindung sind langfristige Arbeit und Projekte wie etwa das Jugend-Klezmerorchester in Sejny möglich. Bei der Nutzung von Schloss Steinort sollte ein Netz aus Partnern in der Region zwischen Angerburg/ Węgorzewo,

Rastenburg/Ketrzyn, und Lötzen/Giżycko angestrebt werden. Entsprechende Organisationen stellten sich in einer Art Speeddating an einem Nachmittag auf der Konferenz vor.

### **Einbindung auf verschiedenen Ebenen**

Neben den lokalen Anknüpfungspunkten ist auch die deutsch-polnische sowie europäische Begegnungsarbeit wichtig. Hier war es **Bettina Bouresh** von der Lehndorff-Gesellschaft Steinort und **Kornelia Kurowska** von der Kulturgemeinschaft Borussia in Allenstein als Organisatorinnen gelungen, sowohl Vertreter der lokalen und Woiwodschaftsverwaltung als auch den Journalisten und Kenner deutsch-polnischer Fragen Adam Krzeminski als Referent und Diskussionsteilnehmer zu gewinnen. Eine ganz besondere Perspektive hatte sich **Helmut W Ganser**, Brigadegeneral a. D. aus Hamburg, vorgenommen. In seinen Ausführungen ging es um die aktuellen geostrategischen Änderungen sowie ein mögliches Gefährdungspotential für die masurischen Seen derzeit und in naher Zukunft.

Optimistisch war der Ausblick nicht besonders, um so wichtiger ist Schloss Steinort als der geplante Ort der Begegnung. Das war auch einer der Gründe für die finanzielle Unterstützung der ZEIT-Stiftung Bucerius, so **Anna Hofmann**, die die Stiftung auf der Konferenz vertrat: „Die ZEIT-Stiftung Bucerius fördert Historiker mit Themen, die über die Wissenschaft hinaus Menschen erreichen. Außerdem war mit der großen Ostpreußin Marion Gräfin Dönhoff eine Person im ersten Kuratorium, die den Faden Mitteleuropas ins Programm eingebracht hat.“

Dass in Zukunft auf Schloss Steinort viele Menschen für ein gemeinsames, friedliches Leben kooperieren können, erscheint sehr gut möglich, wie Anna Hofmann ergänzt: „Der Ort befindet sich gerade in einer dynamischen touristischen und regionalen Entwicklung, das Konferenzzentrum ist fertig, die Umgebung ist für viele Menschen einladend.“ Wenn also das Schloss als vielschichtiges, komplexes kulturelles Erbe seinen Platz im Bewusstsein der Einwohner findet, besteht große Hoffnung.

Uwe Hahnkamp  
Wochenblatt Nr 42/2024  
18.-24. Oktober 2024

## *Herder-Geburtstag in Mhrungen/Morag*

### **Der Name verpflichtet**

*Er wurde vor 280 Jahren geboren. Er war der hervorragendste Einwohner nicht nur von Mohrunen, sondern von ganz Ostpreußen und sogar Deutschland. Es verwundert nicht, dass die Erinnerung an ihn in seiner Heimatstadt weiterhin lebendig ist*  
*Er wurde vor 280 Jahren geboren. Er war der hervorragendste Einwohner nicht nur von Mohrunen, sondern von ganz Ostpreußen und sogar Deutschland. Es verwundert nicht, dass die Erinnerung an ihn in seiner Heimatstadt weiterhin lebendig ist*

Am 25. August, genau am 280. Jahrestag seiner Geburt, organisierte die Gesellschaft der deutschen Minderheit in Mohrunen, die schließlich den Namen dieses bedeutendsten Mohruners trägt, wie jedes Jahr den Herder-Geburtstag. Bei dieser Feier wird an das Werk des Philosophen erinnert und es werden Blumen an seiner Büste niedergelegt. Sie steht gegenüber dem Gebäude, das nach dem Krieg an der Stelle seines Elternhauses errichtet wurde.

In diesem Jahr erinnerte Pfarrer Dariusz Piörowski, der Propst der Kirche des Seligen-Michal Kozal, an den, Philosophen. Er sprach über Herder in Bezug auf seinen Lehrer Immanuel Kant, dem zweiten großen ostpreußischen Denker.

„Die mir zugänglichen Quellen sagen nichts darüber, ob Herder wegen Kant zum Studium der Philosophie nach Königsberg gegangen ist, oder deswegen, weil sich dort die nächste Universität befand. Kant war zu der Zeit, als Herder sein Student war, noch keine anerkannte Autorität. Herder, sein berühmtester Student, war

als erwachsener Philosoph eher ein Gegenspieler von Kant. Kant dachte, dass der Mensch die Welt mit seinem Verstand erfasst, und seine kognitiven Möglichkeiten unbegrenzt sind. Herder hingegen stellte fest, dass der Mensch die Welt durch Erfahrungen begreift“, erklärte Pfarrer Piörowski.

Nach dem Referat gab es für die Teilnehmer des Treffens eine Stärkung. Auch sie war im Thema des Treffens und des Geburtstags des Philosophen enthalten, denn es gab Königsberger Klopse. Nach der Mahlzeit begaben sich alle zum Herder-Denkmal und legten dort Blumen nieder. Die Gebinde wurden dem Philosophen von den Gemeindeämtern in Mohrunen und Maldeuten, vom Museum in Mohrunen und der Gesellschaft seines Namens gespendet.

lek

Johann Gottfried Herder wurde am 25. August 1744 in Mohrunen geboren und starb am 18. Dezember 1803 in Weimar. Er war ein deutscher Philosoph, Pastor und Schriftsteller. Seine Ansichten hatten bedeutenden Einfluss auf die spätere Entwicklung der Idee der Nation (das Konzept des Volks) sowie auf die Philosophie und der Kulturgeschichte. Er zählt zu den sog. Weimarer Klassikern.

Wochenblatt.pl

Nr. 39/1694

27.September-3.Oktober 2024

Aus der Geschichte unserer Region

## Mormoni na Mazurach

*Das ehemalige Ostpreußen war schon immer ethnisch  
und religiös vielfältig.*

*Vor fast einem Jahrhundert wurde in Zelwagy/Selbongen in  
Masuren eine in Europa einzigartige Religionsgemeinschaft  
gegründet - die Mormonenkirche.*

### Geschichte

Joseph Smith Der **US-Amerikaner Joseph Smith** (1805 - 1844) wuchs mit zehn Geschwistern auf. Die Bauernfamilie hatte kein Geld für eine umfassende Schulbildung. Die Kinder erhielten vor allem Bibel-Unterricht zuhause. Im Alter von 14 Jahren, als er zum Beten in den Wald ging, sollen ihm Gott und Jesus erschienen sein. Diese trugen ihm angeblich auf, die Religion wieder zu ihrem ursprünglichen Ziel der Heiligen Schrift zurückzuführen. Als er 17 Jahre alt war, erschien ihm der Engel Moroni und beauftragte ihn mit der Übersetzung des Buches Mormon, das auf Goldplatten geschrieben war. Er veröffentlichte das Buch Mormon im Jahr 1830 und gründete im selben Jahr **die** erste mormonische Glaubensgemeinschaft.

Im Gefängnis wurden die beiden von ihren Mitgefangenen ermordet. Der Nachfolger von Joseph Smith war **Brigham Young**. Er gründete mit der Glaubensgemeinschaft die Stadt Salt Lake City

in Utah. Sie ist auch heute noch das religiöse Zentrum der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.

## **Grundsätze des Glaubens**

Mormon:innen glauben, dass Gott und Jesus selbst einmal Menschen aus Fleisch und Blut waren. Durch ein regeltreues und spirituelles Leben haben sie es geschafft, göttlich zu werden. Daraus folgt für die Mormonen: Jeder kann zu einem höheren göttlichen Wesen werden, solange man ein regelkonformes Leben führt.

Die Anhänger:innen der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage werden mit acht Jahren getauft. (...)Denn es sollen auch alle toten Ahnen getauft werden. Stellvertretend wird ihr Nachfahre für sie getauft.

Mormon:innen glauben an das ewige Leben. Ihre Familie ist das wichtigste für sie. Sie glauben daran, dass sie mit ihrer Familie ewig zusammenleben. Oft haben sie viele Kinder. Mormonen und Mormoninnen leben meist ein „klassisches“ Familienleben. Der Vater arbeitet und die Mutter versorgt zuhause die Kinder.

Für die Anhänger:innen der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage ist der Sonntag ein wichtiger Tag. Die Kinder bekommen im Gemeindehaus Unterricht und es findet ein gemeinsamer Gottesdienst statt.

Für Mormonen und Mormoninnen hat das **Ehrenamt** eine große Bedeutung. Sie engagieren sich und arbeiten für die Kirche. Das zeigt auch eines ihrer Symbole: der Bienenstock. Der steht für den Fleiß der Mormonen.

**Das Buch Mormon** hat für die Anhänger:innen der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage einen noch höheren Stellenwert als die Bibel. Joseph Smith soll im Alter von 17 Jahren vom Engel Moroni den Auftrag erhalten haben, das Buch zu übersetzen. Es soll vom Propheten Mormon auf Goldplatten geschrieben worden sein. Diese Goldplatten soll er mithilfe von zwei besonderen Seher-Steinen ins Englische übersetzt und zum Buch Mormon gemacht haben. Danach soll der Engel Moroni, der Sohn des Propheten Mormon, die Goldplatten wieder mitgenommen haben.

Das Buch wurde 1830 in New York veröffentlicht, dieses Jahr gilt als Gründungsjahr der Kirche.

**Das Buch Mormon** erzählt aus der **Zeit von 600 vor bis 400 nach Christus**. Es ist, ähnlich wie die Bibel, in einzelne Bücher unterteilt, zum Beispiel in das Buch Nephi und das Buch Jakob. Es erzählt unter anderem vom Propheten Lehi, der von Jerusalem nach Amerika auswandert.

Das Buch Mormon wurde in **110 Sprachen** übersetzt und ergänzt aus Sicht der Mormonen die Bibel. Es enthält aus ihrer Sicht **neue Offenbarungen von Gott**. Andere Christ:innen erkennen das Buch Mormon allerdings nicht als Heilige Schrift an.

### **Regeln und Bräuche: Daran müssen sich Mormonen halten**

Im Alter von meist 18 oder 19 Jahren leben Mormonen als Missionare in einem anderen Land. Männer haben die Pflicht, zwei Jahre lang zu missionieren. Frauen dürfen missionieren, über einen Zeitraum von 18 Monaten. Sie versuchen, andere Menschen von ihrem

Glauben zu überzeugen. In dieser Zeit dürfen sie nur sehr wenig Kontakt zu ihrer Familie haben.

Für Missionare gelten strenge Kleider-Regeln, sie sollen sich nicht freizügig und leger kleiden. Und Missionarinnen ist es zum Beispiel erst seit kurzem erlaubt, Hosen zu tragen

Berühmt sind die Mormonen und Mormoninnen für ihre besondere Unterwäsche. Dieses weiße Tempelgewand, das Männer und Frauen nach dem Ritual des Endowment unter ihrer Kleidung tragen müssen, soll sie an ihr Bündnis mit Gott erinnern.

Anhänger:innen der Mormonen dürfen **keinen Alkohol trinken**, nicht **rauchen** und keine illegalen **Drogen** nehmen. Und auch **Kaffee** oder **schwarzen Tee** zu trinken, ist verboten.

Sehr wichtig ist den Mormonen auch diese Regel: Kein Sex vor der Ehe. Sexualität darf es zudem nur zwischen Männern und Frauen geben.

Für Mormonen ist das Beten eine tägliche Pflicht. Sie beten zum Beispiel vor den Mahlzeiten und in den Gottesdiensten.

Jeden **ersten Sonntag** im Monat **fasten** Mormonen. Dabei essen und trinken sie nicht. Das Geld, das sie dadurch sparen, spenden sie an Arme und Bedürftige in ihrer Gemeinde.

## **Wichtige Symbole der Mormonen**

### **Mormonen und Polygamie: Ist die Mehr-Ehe erlaubt?**

Religions-Gründer Joseph Smith soll **mehr als 30 Frauen** gehabt haben und mit ihnen sehr viele Kinder gezeugt haben. Dazu soll

ihn ein Engel aufgefordert haben.

Bis 1890 lebten Männer mit mehreren Frauen. Das Ziel war, **möglichst viele Nachkommen** für die neue Glaubensgemeinschaft zu zeugen.

US-Gesetze verboten Ende des 19. Jahrhunderts die Ehe mit mehreren Frauen. Die Mormonen beendeten die Polygamie ab dem Jahr 1890 - wohl auch, weil die US-Regierung drohte, das Vermögen der Kirche einzuziehen und die Anführer der Glaubensgemeinschaft zu inhaftieren.

### **Mormonen in der Kritik: Religion oder Sekte?**

Immer wieder wird diskutiert, ob das Mormonentum eine Religion oder eine Sekte ist. Ausgestiegene sprechen von Gehirnwäsche und davon, dass sie das Gefühl hatten, als Anhänger:innen der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage ihre Persönlichkeit nicht ausleben zu können. Das ist in vielen Sekten auch der Fall.

Es gibt außerdem sehr strenge Regeln - auch im Kontakt zur Außenwelt. Zum Beispiel dürfen Missionare und Missionarinnen nicht fernsehen oder Radio hören.

Nicht-Mormon:innen und Mormon:innen ohne den sogenannten Tempelschein haben keinen Zutritt zum Tempel. Zudem dürfen Gläubige nicht darüber sprechen, was im Tempel passiert. Ausgestiegene verlieren oft den Kontakt zu Familie und Freunden - werden aber, im Gegensatz zu manchen Sekten, nicht verstoßen. Manche haben auch nach einem Austritt weiter Kontakt zu Familien-Mitgliedern oder Freunden.

Die Mormonen und Mormoninnen wollen seit einigen Jahren nicht mehr so genannt werden, sondern als **Mitglieder der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage** bezeichnet werden. So wollen sie verdeutlichen, dass sie eine christliche Glaubensgemeinschaft sind und keine Sekte. Vom Ökumenischen Rat werden sie allerdings nicht als christlich anerkannt.

### **Mormonen in Deutschland und in Polen**

In Deutschland leben etwa 40.000 Mormoninnen und Mormonen in rund 200 Kirchengemeinden. Jede Gemeinde besteht aus etwa 100 bis 200 Personen. Für sie gibt es zwei heilige Orte: die Tempel in Freiberg in Sachsen und in Friedrichsdorf bei Frankfurt.

Der Tempel in Friedrichsdorf wurde vor kurzem renoviert und bei dieser Gelegenheit durften Gäste ihn besichtigen. Sie sahen zum Beispiel ein Taufbecken, das zwölf Ochsen aus Marmor auf ihrem Rücken tragen. Nach ein paar Tagen wurde der Tempel neu geweiht, seitdem haben wieder nur Mitglieder mit Tempelschein Zutritt.

Ähnlich war das auch ein paar Jahre vorher beim Tempel im sächsischen Freiberg, dem ersten Mormonen-Tempel auf deutschem Boden: Auch er durfte nach der Renovierung besichtigt werden. Das Besondere an diesem Tempel ist, dass er bereits während der DDR-Zeit errichtet wurde.

In Polen leben etwa 1200 Mormoninnen und Mormonen in Danzig/Gdańsk, Lodz/Łódź, Breslau/Wrocław, Krakau/Kraków und Bromberg/Bydgoszcz.

Leider ist Selbongen/Zelwägi seit den 1970er Jahren nicht mehr die Heimat der Mormonen.

Geblieden sind die Kapelle, die Legenden und die Erinnerungen der heutigen Bewohner, wie eine für Oktober geplante Ausstellung zur Geschichte des Dorfes zeigen wird.

Doch dazu mehr in der nächsten Ausgabe der „Masurischen Storchentpost“.

Zusammengestellt von BW.

Quelle:

<https://www.prosieben.de/serien/galileo/news/>

<https://pl.wikipedia.org/wiki/Kościóły>

<https://de.kirchejesuchristi.org>

<https://de.wikipedia.org/wiki>

## *Briefe \* Briefe \* Briefe*

Geburtstage; 90 arno s.; 20.10.2024

### Danke

Auch mit 90 Jahren muss man noch „danke“ sagen können. Mein Geburtstag, der am 20.8. gefeiert wurde, aber noch viele große und kleine Feiern nach sich zog, hat mich sehr bewegt. in Hamburg fuhr ich mit einhundertzwanzig Geburtstagsgästen, begleitet von Blasmusik und Gesang, mit einem Schiff auf dem Elbfluss.

Ich ahnte nicht, dass tausend Kilometer östlich in dem Dorf, in dem ich auf die Welt gekommen bin, auch ein Fest für mich stattfand. Siebenundzwanzig Personen trafen sich, um den verwilderten Friedhof in Jąglack (Jęglawki) herzurichten. Sie setzten ein Kreuz und eine Tafel, auf der meine Familiengeschichte wiedergegeben war. So erfuhr ich Namen und Taten, die ich bisher nicht gekannt hatte. Besonders berührte mich ein großes Bild der siebenundzwanzig Friedhofarbeiter. Ich werde es in Ehren halten und danke allen, die an dieser Friedhofsarbeit mitgewirkt haben.

**Arno Surminski**

## 130. GEBURTSTAG VON JULIAN TUWIM

### Łódź feiert seinen größten Dichter

von Arkadiusz Łuba

Der polnische Dichter Julian Tuwim wäre dieses Jahr 130 geworden. Aus diesem Anlass stand das gesamte Wochenende um den Freitag, den 13. September 2024, in seiner Heimatstadt Łódź im Zeichen der Poesie: Lesungen, Konzerte, ein thematisches Stadtspiel. Ein Fest für alle Poesieliebhaber.

Julian Tuwim war ein Erbe der Dichter der polnischen Romantik. Er war der Initiator und Mitbegründer des Literaturcafés „Zum Picador“, das zugleich ein literarisches Kabarett war. Dort traf sich die literarische Gruppe „Skamander“, deren auch Tuwim Mitbegründer war. Die Skamandriten verliehen der polnischen Dichtkunst den universellen Charakter, den die jüngere Generation eingefordert hat. Doch Tuwim war vor allem eine prägende Figur der Zwischenkriegszeit – ein wahrer Virtuose der polnischen Sprache. Zu seinen bekanntesten Werken zählt die Gedichtsammlung *Kwiaty polskie*/Polnische Blumen, woraus oft ein Fragment, Tuwims Gebet um Wahrheit, zitiert wird:

***Und vor allem – gib unseren Worten,  
die von Schwindlern listig verdreht,  
ihre Eigenart und Wahrheit zurück,  
Recht möge immer Recht bedeuten  
und Gerechtigkeit – Gerechtigkeit.***

Die Stadt Łódź feiert seit einigen Jahren ihren großen Dichter. Die **Vize-Bürgermeisterin, Malgorzata Moskwa-Wodnicka**, unterstreicht dabei die Zeitlosigkeit der Tuwimschen Werke: „Das Besondere an Julian Tuwim ist, dass er den Blick in die Zukunft richten konnte, so dass Kinder auch heute seine Gedichte lesen. Das Lesen von Gedichten regt zuallererst die Fantasie an, es ist äußerst wichtig für die Weiterentwicklung. Und auch wenn Gedichte vielleicht nicht mehr so beliebt sind und junge Menschen heutzutage Smartphones verwenden, ermutige ich nur, Gedichte zu lesen.“

Für den 18-jährigen Adam ist die Poesie wichtig. Der gebürtige Lodzer, der im dortigen Jugendpalais zusammen mit seinesgleichen Theater spielt und Tuwims vertonte Texte singt, schätzt den Dichter: *„Ach, Tuwim, er ist fantastisch und diese Texte sind super, toll und für Jedermann. Sie sind zeitlos, avantgardistisch, was ich mag; und er hat nicht eindeutig geschrieben.“*

Drei Tage lang fierte man unter anderem in der Julian-Tuwim-Bibliothek den Dichter. Lesungen, Konzerte, ein thematisches Stadtspiel. Das Lodzer Literaturhaus koordinierte die Feierlichkeiten. *Sein Direktor, Maciej Robert, selbst ein Dichter und Schriftsteller, hält Tuwim für ein Symbol der Lodzer Literatur und Kultur: „Wenn wir die Schulgewohnheiten ablegen, die uns dazu auffordern, andächtig an den Text heranzugehen und ihn zu deklamieren, werden wir selbst sehen, dass diese Poesie leicht, irgendwie frei ist und von selbst fließt und sich zu einem solchen poetischen Flow anordnet. Sobald wir ihn fangen, fließen wir automatisch wie Tuwim.“*

Tuwim hat für Kinder und Erwachsene geschrieben; kurze lustige Zeilen und lange ernste Poeme – aufrührerisch und erbost, synkretistisch, autobiografisch und universell. Neben seiner Dichtkunst verfasste Tuwim auch Libretti, Sketche und Songtexte. Die singende *Schauspielerin, Julita Kożuszek, betont: „Das Publikum hört gesprochene Texte, die früher als Gedichte geschrieben wurden, wir kennen sie aber als Lieder. Es hört sie ohne Melodie. Es ist eine Erfahrung, die es uns ermöglicht, Tuwims Wortbildung und Sensibilität heraus zu hören. Denn, wissen Sie, Musik gibt uns eine sehr große Botschaft. Ich möchte nicht sagen, dass sie oft die Worte überwältigt, aber wir erinnern uns schon häufiger an die Melodie als an den Text.“*

Der ehemalige Sekretär der Literaturnobelpreisträgerin Wisława Szymborska, **Michał Rusinek**, schrieb anlässlich des Geburtstags von Julian Tuwim ein Buch für Kinder – **Pan Slowik, zu Deutsch Herr Nachtigall.**

Der Krakauer Verlag Austeria publizierte Lodz. Ein Buch zum geschrieben werden.

*Und das Nationale Kulturzentrum aus Warschau brachte ein wissenschaftliches Buch *Uwięzione wypuszczam żywioty* (Ich lasse die gefangenen Elemente frei) über das Schaffen des Dichters heraus.*

Irgendwie wenig zum 130. Jubiläum. Aber wer liest heute noch Gedichte?... Schade, es hätte sich auch mehr gelohnt.

**Ich lerne**  
Ich lerne  
Ach wie gerne  
Dir Gedichte zu verfassen  
Ich will keine Gelegenheit verpassen

Dieser Unterricht  
Er hält was er verspricht  
Ich sehe sofort dein Gesicht  
In deinen Augen dieses helle Licht

Das ich male  
Für keine Biennale  
Deiner Gestalt Kathedrale  
Ist der Himmel selbst keine Filiale

**Ohne dich bin ich allein**  
Ohne dich bin ich allein  
Jeder Tag hart wie ein Stein  
Es fehlt ihm deiner Sonne Schein  
Dazu die Erkenntnis es muss so sein

Es wird so bleiben  
Ich kann darüber schreiben  
Meine nächsten dichterischen Zeilen  
Nur so kann ich mit dir kurze Zeit verweilen

Von diesem Glück  
Entsteht ein nächstes Stück  
Warum so kurz bist du hier gewesen  
Du mein so entzückendes Frauenwesen

Stefan Pioskowik, August 2024

### **Ich schlafe ein**

Ich schlafe ein  
Dein Bild ist fein  
Unter meinen Lidern  
Mit deiner Stimme Liedern

Tempel und Baum  
Sind auch in diesem Traum  
Dazu gehört auch das goldene Prag  
Jetzt weiß ich warum ich diese Stadt mag

Dich aber habe ich mehr als gern  
Meinen strahlenden unerreichbaren Stern  
Du glänzt nicht nur am abendlichen Firmament  
Du bist Tag und Nacht in meinem Herzen so präsent

### **Wenn ich dich einlade**

Wenn ich dich einlade  
Schreibe ich dir eine Ballade  
Ich weiß nicht wie man sie schreibt  
Meine immer stille Hoffnung aber bleibt

Wenn ich sie aufgebe  
Nach euch beiden nicht strebe  
Kein Leben würde das für mich bedeuten  
Das sage ich der Welt das sage ich allen Leuten

Wenn ich verzichte  
Auf dich und Gedichte  
Nein nicht in der allergrößten Not  
Es sei denn ich wäre wirklich einfach tot

Stefan Pioskowik, September 2024

## **Spielplatz *Dorfteich* in Masuren**

Von Siegfried Burghardt

Sportvereine und künstliche Spielplätze eröffnen den Kindern heutzutage zahlreiche Möglichkeiten für Spiele und gesundheitsfördernde Bewegung. Die Spielplätze, meist bis zum 12. Lebensjahr erlaubt, werden von den Eltern meist überwacht. Wenn ich mir das alles vor Augen führe, müsste ich die gegenwärtige Kinder-Generation in unserem Land eigentlich beneiden. In dem kleinen masurischen Bauerndorf, wo ich meine Kindheit von 1933 bis 1945, also bis zum 12. Lebensjahr, verbrachte, gab es weder einen Sportverein noch einen Sport- oder Spielplatz mit Geräten. Im schulpflichtigen Alter befanden wir uns bei den Spielen draußen meist nicht im Blickfeld der Eltern. Für Ballspiele fanden wir Jungen selbst geeignete Stellen im Dorf oder außerhalb des Ortes. Holztore errichteten wir aus passenden Ästen, die wir im Wald beim Totholz fanden. Die Natur bot nicht nur Material zum Spielen, sondern sie war auch unser Spielplatz mit unzähligen Möglichkeiten der Ausübung.

Bereiche dafür, die wir besonders häufig nutzten, waren Dorfteiche. Besonders im Winter war er auf der Eisfläche oft bevölkert, aber auch in den anderen Jahreszeiten ein beliebter Treffpunkt. Bevor ich die Natur des Teiches schätzen lernte, hatte ich dort eine aufregende Begegnung mit Konkurrenten, die diesen Lebensraum zu ihrem Revier gewählt hatten. Es war eine Gänse-Familie. Als ich mich im Vorschulalter dem Teich näherte, stürzte sich plötzlich das Familienoberhaupt, der Ganter, mit Geschrei und Impo-

niergehabe flügelschlagend auf den Knirps, den er wohl für einen Rivalen hielt. Blitzschnell erwischte er mich mit dem Schnabel am kurzen Hosenbein und riss mich mit erstaunlicher Kraft zu Boden. Bevor ich das Federvieh am Hals packen konnte und in die Flucht jagte, erhielt ich mit den Flügeln noch eine Tracht Prügel.

In jedem Jahr war es immer wieder spannend, sich am Verhalten der Gösselund der Küken von Enten, Teich- und Blässhühnern zu erfreuen, wenn sie in Begleitung ihrer Mama die ersten Schwimmübungen auf dem Teich machten. Einigen Marjellchens machte es besonderen Spaß, wenn sie in geselliger Umgebung auf Grasflächen in Teichnähe als Gänseliesel das Federvieh hüten konnten. Mein Interesse galt vor allem den Wildvögeln, wenn sie sich stimmgewaltig bemerkbar machten, Nester bauten und den Nachwuchs fütterten. Ich hatte das seltene Glück, einmal Rohrsänger bei der unermüdlichen Tätigkeit zu beobachten, als sie ein nimm er sattes Kuckucksbabyfütterten, das ihre artfremden Wirtseltern bei weitem an Größe übertraf. Die Lust auf spielerische Wettbewerbe war besonders bei uns Bengeln stets vorhanden.

Bei windigem Wetter arrangierten wir Regatten mit selbst gebastelten Schiffchen und kürten den Sieger. Sehr beliebt war das Steineflitschen. Geeignete, flache Steine sammelten wir vorher und verstaute sie in den Hosentaschen. Die Steine warfen wir mehr oder weniger geschickt auf die Wasseroberfläche, so dass sie hüpfen. Am erfolgreichsten war der geschickteste Schlingel, dem die meisten Aufpraller gelangen.

Bei manchen Dorfteichen lohnte sich das Angeln von Fischen mit der selbstgebastelten Rute.

Ein außergewöhnliches Erlebnis dabei habe ich in lebhafter Erinnerung. Ich hatte bereits zwei Fische gefangen, die tot auf dem Boden zwischen Uferpflanzen lagen. Es waren nur die Köpfe sichtbar. Mit ungläubiger Miene sprach mich mein auch angelnder Kumpel an: „Ich glaube, einer deiner beiden Fische lebt noch, er bewegt sich.“ „Das ist unmöglich“, erwiderte ich spontan.

Ich traute meinen Augen nicht, als der sichtbare Teil des Fisches rutschend hinter einem Grasbüschel verschwand. Vorsichtig näherte ich mich der Stelle. Staunend konnte ich beobachten, wie eine dem Fisch an Größe unterlegene Wasser-Spitzmaus mit den Zähnen ihre Beute am Schwanz ins Wasser zog und im Pflanzengewirr verschwand.

So war es für mich und manche Kinder, die einen Sinn dafür hatten, verlockend, vom Frühjahr bis zum Herbst zu entdecken, was im Bereich des Teiches kreuhte und fleuchte. Flugakrobaten, wie Libellen oder Schwalben, die im Segelflug auf der Wasseroberfläche tranken, fesselten meine Aufmerksamkeit. Das Quaken der Poggen war und ist bis heute Musik in meinen Ohren. Wir Lorbasse machten gelegentlich diesem freundlich gemeinten Schimpfwort alle Ehre, indem wir übermütig Spiele mit Risiken ausführten. Der Nervenkitzel steigerte die Spannung und ließ keine Langeweile aufkommen. So reizten wir zum Beispiel einen in Teichnähe grasenden, aggressiven Ziegenbock in bedrohlicher Nähe mit Drohgebärden, wilden Tänzen und Kreischen, bis er zum Angriff startete. Die Entfernung wurde so gewählt, dass der wehrhafte Bock eine Chance hatte, uns bei der Flucht einzuholen. So

gelang es ihm mehrmals, den *lahmen Enten* in unserer Gruppe den *Allerwertesten* zu massieren.

Ein ganz anderes Bild boten die größeren Dorfteiche im Winter. Der Kontrast könnte kaum größer sein. Das in der warmen Jahreszeit beschauliche Gewässer hatte sich zum Sportplatz gewandelt. Statt der Dorfidylle mit vielfältigen Tierstimmen gab es an wetterfreundlichen Tagen ein Getümmel von Kindern mit unüberhörbarem Stimmengewirr. Erwachsene Dörfler sah ich dort selten, wie auch an den Natur-Badebuchten der Seen. Vielleicht hatte die schwere Landarbeit die Lust auf derartiges Vergnügen verringert. Große Teiche boten verschiedene Möglichkeiten, Winterfreuden zu genießen.

Die meisten Kinder tummelten sich auf der Eisfläche schurrend, mit Rodelschlitten oder als Schlittschuhläufer. Mit meinen Kumpeln spielte ich am liebsten Hockey. Als Torpfosten dienten meist Steine, bevorzugt Ziegelsteine wegen der glatten Flächen. Vor dem Spiel nahmen wir uns die Zeit, die Hockey-Stöcke zu begutachten. Auch sie gehörten alle, wie die Angelruten, zur *Marke Eigenbau*. Das Hauptinteresse galt der Formenvielfalt, wie die Natur sie lieferte denn die Stöcke stammten aus hockeyähnlich geformten Zweigen. Die vorherige Suche danach war oft mühsam, weil solche Wuchsformen selten vorkamen. Jeder hoffte, mit seinem Knüppel am meisten Staunen hervorzurufen und Lob zu ernten.

Es gab im Dorf einen kleinen Teich, auf dem wir uns vorwiegend mit einem Eis-Karussell vergnügten. Bereits im Herbst wurde ein kräftiger Pfahl mitten in den Teichboden gerammt. So war er im Winter im Eis und Boden fest verankert. Er lieferte den Drehpunkt

für eine daran befestigte, kräftige, lange Stange. An deren Ende war ein Rodelschlitten angebunden. Es fanden sich immer mutige Kinder, die sich draufsetzten. In der Nähe des Zentrums mit kurzer Laufstrecke schoben mehrere Kinder das Karussell an. Der vom Zentrum mehrere Meter entfernte Schlitten raste mit hoher Geschwindigkeit auf der Kreisbahn. Wer der Fliehkraft nicht widerstehen konnte, rutschte vom Gefährt. Die Rutschpartie auf dem Eis war in der Regel kein gefährlicher Sturz und wurde mit übermütigem Gejohle bekundet. Auf dem Teich reizte uns Jungen auch eine Mutprobe, die wir *Bujafka* nannten. Es ist wohl ein polnischer Begriff, den ich nicht ins Deutsche übersetzen kann. Wenn die Eisschicht bereits tragend, aber noch nicht stabil genug war, wagten wir es, sie bis zum Bersten zu strapazieren. In einer Gruppe liefen wir im flachen Uferbereich im Gleichschritt hin und her. Welch ein Nervenkitzel, wenn das Eis sich zu verformen begann und seltsame Knack- Geräusche erzeugte. Es galt, mutig bis zum Bersten durchzuhalten, aber geschickt trockene Füße zu behalten. Mutproben wagten wir auch auf Eisschollen im flachen Teichbereich. Übermütige Sprünge von einer Scholle zur anderen misslangen manchmal.

So war wegen frostempfindlicher Körper teile schnellstens zu Hause ein Hosenwechsel erforderlich.

Der Dorfteich ist nur ein Beispiel dafür, wie wir in Naturverbundenheit unter freiem Himmel mit Fantasie Spiele ersannen und unsere Freizeit genossen. So habe ich es nicht als Mangel empfunden, ohne eigenes Kinderzimmer voller Spielsachen und erstellte Sport- und Spielplätze aufzuwachsen.

# Der masurische Pilzreichtum und seine Verwertung

Von Günter Schiwy

Die Bewohner Masurens haben den Reichtum ihrer Wälder genutzt. Sie wussten wie wertvoll die Forsten für ihre Ernährung waren. Deshalb sammelten sie im Sommer und Herbst die kostbaren Pilze und Beeren, die ihnen der Wald kostenlos schenkte. Sie scheuten das oft mühevoll Suchen und Sammeln der Waldfrüchte nicht. Der Winter in Masuren war lang! Folglich musste man im Sommer für die Ernährung im Winter versorgen so gelernt hatten. Kreuzofen, ein Wald- und Fischer, war von zwei Seiten vom Kiefernwald umgeben, in dem im Sommer prächtige Pilze wuchsen. Es begann im Mai mit den Morcheln und setzte sich mit Pfifferlinge, Butterpilzen, Steinpilze, Birkenpilze, Grünlinge und Reizker bis zum Herbst fort.

Wenn im Sommer nachts ein warmer Regen niederging, dann machten sich meine Großmutter, Mutter und ich mit einem großen Weidenkorb und einem scharfen Messer bereits am frühen Morgen auf den Weg in den in den, der nur ca. 300 Meter von unserem Gehöft wuchs. Großmutter und Mutter kannten die nahen Jagen, in denen die beste Pilze wuchsen. Es waren ganze Pilzkulturen. Bestimmte Pilze fanden wir in Schonungen, zum Beispiel Morcheln, Pfifferlinge und Steinpilze wuchsen am besten mit Moos bewachsenen Kiefern- oder Fichtenwäldern mit Kaddikstrauchern, Grünlinge und Reizker dagegen liebten Sandboden. Sie wanden wir auf Gras bewachsenen Waldwegen, Gestellen und sandigen Kiefernwäldern. Birkenpilze - wie sollte anders sein standen am Wessolleksee und in den Mooren, wo eben Birken

Meine Großmutter sagte immer, sie würde die Pilze riechen. Und sie hatte mit ihrer Aussage recht. Sie hob das Moos an und die Pfifferlinge standen wie die Zinnsoldaten vor ihr. Sie brauchte die Pilze nur abzuschneiden und in den Korb zu legen. Großmutter hatte schnell ihren Korb voll.

Der Steinpilz galt bei uns als Edelpilz. Manchmal brachten wir so viele nach Hause, dass Mutter nur einige davon für die Pilzmahlzeit brachte, während die anderen auf einer Schnur für den Winter getrocknet wurden. Sie füllten in füllten wir in Leinensäckchen, die auf dem Boden luftdicht aufgehängt wurden.

Die nach Hause gebrachten Pilze wurden zunächst einmal gesäubert, sortiert und in kleine Stücke geschnitten.

Meine Mutter wusste die Pilze mit Zwiebeln, Spitzel und Eiern zuzubereiten. Die gebratenen Pilze wurden mit Brat- oder Stampfkartoffeln von uns Kindern gern gegessen. Dazu gab es eine Tasse Milch und wir sind satt geworden. Meine Mutter pflegte oft sagen "Pilze sind Fleischersatz, aber sie liegen schwer im Magen"

Ich erinnere, dass ich an einem Tag drei große Weidenkörbe Pfifferlinge nach Hause brachte, die meine Mutter zu dem Ausruf veranlassten „Junge, wann soll ich die saubermachen?“ Es gab in den nächsten Tagen zum Mittags- und Abendessen nur gebratene Pfifferlinge mit Ruhreiern. Dazu gab es Kartoffeln und Brot.

Es gab in Kreuzofen Sammler, die die Pilze an meinen Onkel Walter Sayk veräußerten, die er als Aufkäufer annahm und ins „Reich“ oder an meine Tante Martha Broweleit nach Gumbinnen verschickte.

Der Pilzreichtum in den Wäldern Masurens hat nicht nur zu manchem Mittagessen In den Familien Kreuzofens beigetragen, sondern auch noch einiges Geld eingebracht.

*Reinhard Donder und seine Reihe: Künstler aus Lyck/Elk*

**Inger Glanert**

Geboren am 1.10.1950, Mutter Käpitänstochter, Vater Richter  
Ihr künstlerisches Talent, oder besser ausgedrückt Ihre Begeisterung liegt in handwerklichen Arbeiten, Herstellung aus Naturprodukten , z.B. Wolle.

Ihre Liebe für Masuren ist fundamentalisiert aus unzähligen Reisen nach Masuren, seit nahezu 50 Jahren.

**Sie ist eine bekennende Masurin geworden!**

Angefangen hat es mit den Studien von Dokumentation der Lycker Webschule um Bertha Syttkus und Irene Burchart, sie war begeistert von dieser Masurischen Volkskunst.

Sie besitzt mehrere Spinnräder, sowie einen 300 Jahre alten Webstuhl, die füllt einen ganzen Raum aus, übernommen hat sie den Webstuhl von Irena Wendland vom Lüne Kloster.

**Arbeiten mit Wolle, das ist ihr Ding.**

Wolle, waschen, kardieren, spinnen, färben, stricken, knüpfen, weben, diese Arbeitsschritte gehen ihr gut von der Hand. Sie ist Mitglied in einem derartigen Arbeitskreis und nimmt auch an Wettbewerben teil.

Gerne gibt Sie ihre Kenntnisse auch der nachwachsende Generation weiter.

Immer neue Ideen, immer neue Produkte entstehen so Schwerpunkt ist nicht die kommerzielle Nutzung, sondern die Freude an den Arbeiten.

## **100 JAHRE „WEINTRAUBS SYNCOPATORS“ Eine Jazzband, die in Erinnerung erufen werden soll**

Von Arkadiusz Łuba

Josephine Baker trat mit ihnen auf, Marlene Dietrich sowieso – mit dem Ruf als Berlins beste Jazzband machten die 1924 gegründeten „Weintraubs Syncopators“ Furore. Sie spielten ihre synkopenreichen Tanzrhythmen in Kabarett, sie schafften es auch auf die große Leinwand. Auch Musiker aus Polen spielten in dieser international besetzten Band. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 begann eine Odyssee ins Exil, die die Band über die Sowjetunion und Japan nach Australien führte, wo ihre gemeinsame Karriere ein Ende fand. In einer Hommage zum 100. Jubiläum der „Weintraubs Syncopators“ ließ die Berliner „Jungle Jazz Band“ den rauen und kraftvollen Sound der frühen Jazz-Ära wieder aufleben, und das Jüdische Museum Berlin zeigte seinen neuen Schatz – ein Gemälde, auf die „Weintraubs Syncopators“ zu sehen sind.

Das Jüdische Museum Berlin hat einen neuen Schatz – das Gemälde *Jazzband* von Max Oppenheimer. Zu sehen sind darauf Mitglieder der Musikgruppe „Weintraubs Syncopators“. Vier der insgesamt fünf Musiker dargestellt: am Banjo Paul Aronovici, am Schlagzeug – der Bandgründer Stefan Weintraub, der Saxophonist Horst Graffund der Trompeter Ansko Bruinier. Die Hände an der Klaviertastatur hinten im Bild gehören wohl Friedrich Hollaender. Stefan Weintraub stammte aus Breslau, ein späterer Bandmitglied

Emanuel Frischer – aus Warschau.

Im Entstehungsjahr des Gemäldes 1927 waren die „Weintraubs Syncopators“ ziemlich erfolgreich, sagt Musikwissenschaftler Albrecht Dümmling, der die Geschichte der Band in seinem Buch „Mein Gorilla hat ‘ne Villa im Zoo“ erforscht: „Die Weintraubs waren exzellent bezahlt, es war eine der bestbezahlten Bands; und sie waren wie die Beatles natürlich von weiblichen Fans umschwärmt. Und dann von Groupies, das gab es damals auch schon, sie waren Superstars. Sie sind ja dann auch aufgetreten im Wintergarten oder eben in verschiedenen Filmen, nicht nur in *Der blaue Engel*.“

Der Autor des Gemäldes, der aus Wien stammende Expressionist Max Oppenheimer, war für seine malerischen Umsetzungen von Musik bekannt. Er hat versucht, den spezifischen Klang eines Ensembles und das, was sich zwischen den Musikern abspielt, auf die Leinwand zu bringen. Wie der Jazz in sein Gemälde einfließt und darin zu erkennen ist, erklärt die Kuratorin für Kunst am Jüdischen Museum Berlin, Inka Bertz: „Dieses Gemälde, es ist allerdings irgendwie viel weniger harmonisch. Es ist ein bisschen lauter, da ist die rote große Trommel, da liegen die Papiere auf dem Boden und die Farbgegensätze sind viel stärker, und auch die Linien sind viel schärfer gegeneinander gesetzt. Es ist, wenn man so will, eine Rhythmik drin, es ist ein Tempo drin und es setzt eben auf diesen synkopischen Rhythmus und nicht so sehr auf diesen harmonischen Gesamtklang, was man vielleicht sieht in den Darstellungen von seinen klassischen Streichquartetten. Es sind sehr unterschiedlich große Formen, die gegeneinander gesetzt sind. Also das gibt doch eine Dynamik rein, die ganz spezifisch ist.“

Die Weintraubs Syncopators waren in den 1920er Jahren, als die Unterhaltungskultur sich zu einem eigenen Wirtschaftszweig ent-

wickelte, die Stars der Berliner Clubkultur: Sie spielten Jazz und Swing, Schlager, Walzer und Tanzmusik und wechselten fliegend ihre Instrumente. Komik, Wortwitz und Clownerien waren Teil ihrer Bühnenshows. Musikwissenschaftler Albrecht Dümling: „Das Besondere bei den Weintraubs war, dass sie eben Akteure, Komödianten waren. Sie haben nicht nur Musik gemacht, sondern sie waren bühnenpräsent und sie waren einrichtiges Kollektiv. Jeder war gleichberechtigt, also jeder von ihnen hat das gleiche Honorar bekommen. Es gab keinen Chef, die haben ja z.B. auch über ihren Namen entschieden. In einem Hut wurden die Namen verteilt und dann ist der Name entschieden worden – »Weintraubs Syncopators«.“

Zunächst waren sie alle Amateure, die andere Berufe lernten, darunter Pharmazieverkäufer, Maschinenbau- und Chemiestudenten. Den traditionellen Jazz aus New Orleans haben sie auf Schallplatten gehört, die die US-Siegemächte nach dem ersten Weltkrieg mit nach Deutschland gebracht haben. Die „Synkopators“ haben sie sich angehört, nachgespielt und später eigene Stücke improvisiert. Ihr persönlicher Dreh war, dass sie in einem Titel verschiedene Stile vermischt haben. Sie traten in Revuen und Kabaretts auf und waren bis 1933 Deutschlands beliebteste Jazzband. Als der Reichstag brannte, entschieden sie sich, Berlin zu verlassen. Über Prag, Kopenhagen, Amsterdam, Belgien, Schweiz, Italien, Österreich, Russland und Japan landete die Band im Juli 1937 schließlich in Australien, wo sie sich sechs Jahre später auflöste.

Michael Fishers Vater Emanuel Frischer und sein Onkel Addy Frischer gehörten zur letzten Besetzung der Band, also zu den Bandmitgliedern, die nach Australien flohen. Dort haben sie ihre Namen geändert. Fisher, der inzwischen in Zürich lebt, verspürt angesichts der Aufnahme des Gemäldes in die Sammlung und Dauerausstel-

lung des Jüdischen Museum Berlin ein „Gefühl, als würde endlich etwas vollendet“. Er wurde vier Jahre nach der Auflösung der Band geboren: „Was sie hinterlassen haben, sind Respekt und Lust auf die Musik. Mein Vater hat gesagt »Musik war mein Glück!« Es hat ihm sein Leben und auch das von seiner Familie gerettet. Ich glaube, die Hauptsache ist Anerkennung. Natürlich tönt die Musik jetzt ein bisschen altmodisch, aber für jemand, der die Musik in dieser Periode vergleicht, dann ist es zu hören, wie klug sie waren. Und wenn ich sehe, wie tief es in seiner Seele verankert war und auch wie mein Onkel jeden Tag gesungen hat, dann ja, das muss, ja, respektiert werden.“

Anlässlich des 100. Gründungsjahrs von „Weintraubs Syncopators“ spielte die Berliner international besetzte „Jungle Jazz Band“ ein Konzert. Der Multiinstrumentalist, François Perdriau, teilt mit Stefan Weintraub die Leidenschaft für die revolutionären Synkopen des Jazz, wie dieser Anfang des XX. Jahrhunderts in New Orleans auf die Welt gekommen ist, und – die Freiheit der Musik. Aber wie würde er seine Band und ihre Musik in einem Gemälde sehen? Perdriau: „Als ich das Bild zum ersten Mal gesehen habe, das hat mich sehr beeindruckt. Ich sehe darin unser Leben als Musiker. Ich würde für uns also das gleiche Bild malen. Denn: Die Bühne, die Partitur auf dem Boden, die Energie, der Saxophonspieler mit verschiedenen Instrumenten – das ist immer so bei uns. Es hat mich einfach total umgehauen. Also ja, das Gemälde zeigt ziemlich perfekt das, was auch wir machen.“

Es klingt nach einer perfekten Verwandtschaft...

*Das fünfzehnter masurischen Geschichten  
aus „So zärtlich war Suleyken“ (1955 Verlag Fischer)*

**Eine Sache wie das Impfen**

Von Siegfried Lenz

Kaum war das Gerücht entstanden, da tat es auch schon das, was offenbar in seiner Natur liegen muß: es verbreitete sich. Verbreitete sich über ganz Suleyken, sprang über nach Schissomir, rannte den Bahndamm entlang nach Striegeldorf und gelangte, dieses Gerücht, nach Überquerung der Kulkaker Wiesen direkt in die Kreisstadt. Hier verlief es sich erstmals, hatte sich verirrt, wie es schien, aber dann fand es doch den Weg: stolzierte eines Tages über den Marktplatz, die Treppen zum Magistrat hinauf, klopfte an eine gewisse Tür und war, wie die Ereignisse zeigen werden, am Ziel.

Dies Gerücht: niemand kann sich mehr erinnern, wie es eigentlich entstanden ist, nur was es besagte, das ist noch im Gedächtnis. Und es besagte ungefähr, daß in der Suleyker Familie Plock, in punkto Gesundheit und auch sonst, alles ziemlich brach- und darniederlag. Die Angehörigen dieser Familie, so erzählte man, hätten entweder dicke Bäuche oder gar keine, sie äßen lebende Tiere, Schimmel vor allem, weiterhin bevorzugten sie, ihre Speisen von der Erde zu essen, und zeigten die sonderbare Neigung, sich mit den Tieren zu unterhalten. Auch sollte es Beispiele dafür geben, daß eine Anzahl der Plockschen Kinder mit den Schafen zusammen auf die Weide getrieben wurde –man ahnt schon, wieviel Schrecken und Aufregung waren auf seiten von Dr. Sobottka, dem Kreisphysikus, als nämliches Gerücht in seine Ohren fiel.

Nachdem es, jedenfalls, tief genug hinabgefallen war, verfiel unser Kreisphysikus in einen Zustand schwermütigen Nachsinnens, sann alles ordentlich durch, und als er damit zu Ende gekommen war, hob er den Kopf und sprach so: »Wir werden«, sprach er, »impfen!«

Noch im gleichen Augenblick wurde eine Kommission zusammengestellt, wurde mit Taschen ausgerüstet, mit mancherlei Medizin und Tabletten, auch Messer waren dabei, um, gegebenenfalls, die Plockschen Kinder von den Tauen zu schneiden, mit denen sie auf der Weide angepflockt waren. Sage und schreibe bestand die Kommission aus vier Herren; die Suleyker Hebamme, ein Weibchen namens Martha Mulzereit, sollte an Ort und Stelle zu ihr stoßen. So, und dann fuhr die Kommission, sagen wir mal, in hochoffiziellem Vierspänner, auf dem kürzesten Weg nach Suleyken, zur Quelle des düsteren Gerüchts. Fuhr hin und hielt also vor dem ersten Häuschen, welches auch gleich gehörte meiner Großtante, der Witwe Jadwiga Plock.

Gottes Segen, er ruhte mild über Jadwiga Plocks Häuschen, denn selbst nachdem sie Witwe geworden war, hatte sie nicht aufgehört, gesunden, etwa zehnpfündigen Kindern das Leben zu schenken, und zwar mit wunderbarer Regelmäßigkeit. Und es fügte sich, daß, als die Kommission eintrat, alle sechzehn anwesend waren, auch Titus Anatol, welcher das achte Kind war.

Was sich der Kommission zunächst bot, es war ein Anblick von bewegtem Leben: es krabbelte, plapperte und blubberte, es kroch vor und zurück, es wimmerte und schrie, lutschte und weinte, kau-

te und zankte, schluckte und miaute und aß unentwegt. Einiges saß auf den Stühlen, anderes auf dem Tisch oder auf dem Ofen, das meiste natürlich bewegte sich auf dem Fußboden.

Na, Martha Mulzereit, die ortskundige Hebamme, bildete sozusagen die Nase der Kommission, steckte sie also vorsichtig rein in die Höhle des Lebens, kundschaftete sorgfältig alles aus und zog die Kommission nach. Und jetzt gab Jadwiga Plock ein Beispiel häuslicher Selbstbehauptung: sie fegte die Stühle rein, den Tisch, den Ofen, säuberte sie quasi von jeglichem Leben und sagte nichts weiter als: »Willkommen in Suleyken.« Dann bot sie der Kommission Rauchfleisch an, Bohnen, Kohl, und Kaffee, verrichtete alles schweigend, mein Großtantchen, und musterte derweil mißtrauisch den Besuch.

Der Besuch aß erst einmal. Nachdem er aber gegessen hatte, sagte die Hebamme plötzlich: »Wir könnten jetzt eigentlich impfen.« Zog auch gleich eine Spritze heraus, lud sie in einer Flasche und ging, einige Locktöne ausstoßend, auf den Berg von Leben zu, der in einer Ecke zusammengekrochen war. Ein furchtbares Kreischen begann, ein Winseln und Johlen, der Berg geriet in Bewegung, floh teilweise aus dem Fenster, teilweise durch die Tür, kurz und gut, wie man schon vorausehend bemerkt hat: es blieb nichts übrig zum Impfen. Die Kommission wartete ein Weilchen, und als nichts geschehen wollte, äußerte sie den Wunsch nach heißem Wasser. Das wurde gebracht, und die Kommission, einschließlich der Hebamme, zog die Schuhe aus und brühte die Füße. Dabei geriet man ins Plaudern, richtete es sich gemütlich ein und gab zu verstehen, daß man im Interesse der Gesundheit nötigenfalls auch längere Zeit warten werde, und Jadwiga Plock, mein Großtantchen, umsprang

und umsorgte den Besuch, versah ihn mit allem, wonach er verlangte, sogar mit einem Nachtlager in der Scheune versah sie ihn. Das zahlreiche Leben der Jadwiga Plock blieb indes verschwunden, nichts war zu hören, nichts zu sehen, als ob mein Großtantenchen geradezu unfruchtbar gewesen wäre: so nahm es sich aus. Allerdings zeigte sie weder Furcht noch Besorgnis in Anbetracht der verschwundenen Brut, antwortete, wenn sie gefragt wurde, mit höflicher Gleichgültigkeit, hob ihre ansehnlichen Schultern und stellte sich rein dammlich.

Die Kommission ihrerseits machte tagsüber kleine Ausflüge, bestellte bei den Bauern Winterkartoffeln, nahm an einem Feuerwehrfest teil, spazierte und plachanderte, und ein Mitglied verlobte sich sogar. So ging der Sommer vorüber.

Eines Morgens, niemand hätte das mehr erwartet, tat die Kommission etwas Ungewöhnliches: sie schöpfte Verdacht. Und zwar schöpfte sie ihn, als Jadwiga Plock, sich allein glaubend, mit einem riesigen Topf Kohl auf den Hof trat, den Topf auf die Erde setzte und klanglos wieder in ihrem Häuschen verschwand. Sofort setzte die Kommission ihr nach und fragte sie: »Für wen«, fragte sie, „Ist der Kohl?“

»Er ist«, sagte mein Großtantenchen, »bestimmt für den Hund.« Man wird, dachte die Kommission, den Hund ja sehen, und sie postierte sich, hinter bequemen Astlöchern, in der Scheune, verhielt sich stumm und wartete. Und alsbald, oh, schneller Erfolg des Lauschens, tauchten aus den Johannisbeerbüschen, aus den Brombeeren, aus den Bäumen und Heuhaufen Jadwiga Plocks Söhne

und Töchter auf, schlichen auf den Hof, krochen hervor bis zu dem Topf mit Kohl und begannen zu speisen. Sie umlagerten den riesigen Topf, kniffen sich gegenseitig weg, zerrten und zogen, warfen sich mit Kohl: die Kommission stand wie gebannt.

Stand ungefähr bis zum Ende der Mahlzeit, die Kommission, dann handelte sie strategisch, will sagen, sie schlich sich hinaus auf den Hof und fing, von mehreren Seiten kommend, vier von der Plockschen Brut. Diese wurden, unter ohrenschmerzdem Kreischen, in die Scheune geschleppt, geimpft und danach in die Freiheit entlassen.

Und nun kam es zu verwirrenden Merkwürdigkeiten: es meldeten sich bei der Kommission alsbald einige Knaben, die freiwillig geimpft werden wollten, nach ihnen kamen neue und wieder neue, immer umfangreicher wurde die Zahl – nie hat man so viel fröhliche Bereitschaft unter der Suleyker Brut bemerken können, so viel andächtiges Stillhalten. Sie drängten sich vor, jedem konnte es nicht schnell genug gehen mit dem Impfen, sie zeigten schon auf die Stelle, wo sie den Stich hinhaben wollten, na, man wird sich ausmalen, was los war.

Ein Wettbewerb hatte eingesetzt, einer suchte den andern zu übertreffen in der Anzahl der Impfstellen – manch einer hatte es verstanden, sich sechsmal unbemerkt anzuschließen. Und natürlich sparte die Kommission nicht an Tabletten und Medizin, sparte auch ebensowenig an hygienischen Ermahnungen gegenüber meiner Großtante Jadwiga Plock. »Es empfiehlt sich«, sagte beispielsweise die Kommission, »die Kinderehen aus Tellern essen zu lassen. So etwas verhindert unter anderem die Rachullrigkeit« – das

ist: die Habgier, na und so weiter.

Machte, diese Kommission, ihren ganzen Einfluß geltend, um der Gesundheit die Ehre zu geben, und nachdem das geschehen war, reiste sie ab in dem hochoffiziellen Vierspänner.

Doch kaum war sie weg – jeder Prophet wird sofort wissen, was auftrat, nachdem die Kommission weg war –: Krankheit nämlich. Die Plocksche Brut, verurteilt zu Teller und Löffel, bekam Fieber, begann an Appetitlosigkeit zu leiden und schleppte ein Übel herum, das später bekannt geworden ist als die Suleyker Darmnot. So siechte eine der berühmtesten Suleyker Familien dahin, unter Fieber und bemerkenswerten Verdauungsnöten, und sie wäre wahrscheinlich ausgelöscht worden, wenn Jadwiga Plock, meine Großtante, das Siechtum nicht auf ihre Art beendet hätte: sie verbarg kurzerhand die Teller und stellte, am nächsten Tag, einen riesigen Topf Kohl auf die Erde. Und siehe da: das schon welke Leben begann – sacht, versteht sich – wieder zu knospen, das Fieber blieb langsam weg und schließlich auch die anderen Übelkeiten.

Und nachdem, militärisch gesprochen, der Donner verraucht war, ereignete sich das Leben wieder nach Suleyker Art: nämlich blühend.

Emanuel Mireau · geb. 1974

## Septembertage

Dunkler sind die Morgen und kühler auch,  
der Sommer nur Erinnerung.

Und doch es gibt sie noch

die blauen Tage,

an denen Bäume

im Licht der reifen Sonne

wahre Farbenwunder vollbringen.

Die Herzen, im Frieden mit sich

und der Welt, fühlen das Glück zu leben,

bevor der Herbst

mit seinen Launen

Einlass begehrt.

[www.lyrikmond.de/gedichte](http://www.lyrikmond.de/gedichte)

## INHALT

- 3 „Dissonant heritage – Erbe mit Zukunft  
**Uwe Hahnkamp**
- 7 Herder-Geburtstag in Mhrungen/Morąg  
**Lech Kryszalowicz (lek)**
- 9 Aus der Geschichte unserer Region.  
Mormoni na Mazurach  
**Barbara Willan**
- 16 **Brief von Arno Surminski**
- 17 130. GEBURTSTAG VON JULIAN TUWIM  
Łódź feiert seinen größten Dichter  
**Arkadiusz Łuba**
- 20,21 Gedichte  
**Stefan Pioskowik**
- 22 Spielplatz Dorfteich in Masuren  
**Siegfried Burghardt**
- 27 Der masurische Pilzreichtum und seine Verwertung  
**Günter Schiwy**
- 29 **Reinhard Donder** und seine Reihe: **Inger Glanert**
- 30 100 JAHRE „WEINTRAUBS SYNCOPATORS“ Eine  
Jazzband, die in Erinnerung erufen werden soll  
**Arkadiusz Łuba**
- 34 Eine Sache wie das Impfen  
**Siegfried Lenz**
- 40 Septembertage  
**Emanuel Mireau**

**Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden.**

# IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

**Herausgeber:** Masurische Gesellschaft e.V.,

**Redaktion:** Barbara Willan (leitende Redakteurin),

Ewa Dulna (Website-Redakteurin)

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

**Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.**

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Inger Glanert S.30 Foto: Reinhard Donder



**Direktor des Lodzer Literaturhauses Maciej Robert und Vize-Stadtpräsidentin Malgorzata Moskwa-Wodnicka (v.l.n.r.) zum 130. Geburtstag von Julian Tuwim. Foto © Arkadiusz Łuba S.17**

**Die Berliner „Jungle Jazz Band“ spielt ein Konzert im Jüdischen Museum Berlin, - Max Oppenheimer Jazzband/ Weintraubs Syncopators, 1927, Öl auf Holz, Jüdisches Museum Berlin, fot. © Arkadiusz Łuba S.30**